



# Winnetous Erben

*An kaum einem anderen Ort kommt man der deutschen Seele näher als bei den Karl-May-Spielen in Bad Segeberg. Nirgendwo wird leidenschaftlicher an Indianermythen festgehalten. Warum eigentlich? Ein Besuch hinter den Kulissen.*

»Willkommen im Wilden Westen«, steht auf einem Holzschild nicht weit vom Amtsgericht in Bad Segeberg. »Wir wünschen Ihnen ein spannendes Abenteuer im Land der Apachen.« Das Land der Apachen liegt neben einem 91 Meter hohen Kalkberg in der norddeutschen Tiefebene. Er ragt hier auf, so fremd wie eine Pyramide in einem Schrebergarten. Das Land liegt hinter Geranien, Currywurstduft und dem Schild: »Achten Sie darauf, dass die Kinder während der Vorstellung nicht vor Begeisterung ihre Spielzeug-Munition abschießen. Das stört die anderen Besucher.«

Heute ist [Daniel Günther](#), der Ministerpräsident Schleswig-Holsteins, zu den Apachen gereist, zum Pueblo des Stammes mit seinen Kanus, zum Nugget-tsil, so heißt ihr heiliger Berg, an dem der Goldschatz begraben ist, zum alten Eisenbahncamp, in dem natürlich wieder irgendetwas explodieren wird. Die Menge singt »Take me Home, Country Roads« und klatscht bei jedem zweiten Takt mit.

Ein afrikanischer Schreiseeadler wartet, bis Günther fertig ist. Als Ko-inta, das Feuerauge, wird das Tier später über die staunende Menge segeln. Der Adler, sagt der Falkner, denke weiter. Das gehört alles zur Premiere von »Winnetou I« am Kalkbergstadion in Bad Segeberg, etwa eine halbe Autostunde von Lübeck. Denkende Adler, kluge Pferde, brennende Hängebrücken, Blutsbrüderschaft, große Kämpfe, ewige Freundschaft. Die Arena ist gewässert worden, die Pyrotechnik ist da. Der »XLBurger Manitou« gebraten. Es ist alles bereit.

Günther spricht begeistert von Winnetou und seiner eigenen Kindheit, 7500 Zuschauer hören zu. Es ist auch ein Teil ihrer Kindheit, egal wann sie geboren sind. Winnetou stand schon vor dem Zweiten Weltkrieg bartlos am Marterpfahl, er ritt in den Fünfzigerjahren elegant in den Sonnenuntergang, rangelte in den Sechzigerjahren mit einem Bären, zeigte in den Siebzigerjahren sein blauschimmerndes Haar, schoss in den Achtzigerjahren mit seiner Silberbüchse. Winnetou, der Abstinenzler, der friedliche, bescheidene, schweigsame Häuptling war immer da für die Deutschen.

Daniel Günther hat ein Spielzeug-Gewehr mitgebracht. Vor Kurzem wurde er dafür kritisiert, dass er in einem Bierzelt auf der Kieler Woche den sexistischen Ballermann-Hit »Layla« mitgesungen hat. Jetzt steht er unten in den Jagdgründen der Apachen, das karierte Hemd aufgeknöpft, Timberland-Schuhe, Jeans, Revolver-Attrappe im Cowboy-Halfter. »Echter Pulverdampf inmitten einer digitalen Welt« ist das Versprechen der Karl-May-Spiele.

»Heute werde ich nicht singen«, sagt Günther. Der CDU-Mann hebt das Gewehr, es ist kurz vor 21 Uhr, und gibt den Eröffnungsschuss ab. Tausende Zuschauer jubeln. »Vom Ballermann zum Knallermann«, schreibt »Bild«.



Winnetou wird heute Häuptling werden. Er wird keinen Schmerz am Marterpfahl zeigen. Er wird Freundschaft mit Old Shatterhand schließen. Er wird mit seinem Pferd reden und als Nichtraucher mit Friedenspfeife gegen den bösen, Zigarre rauchenden Santer kämpfen, gespielt von Wolfgang Bahro, hier beworben als »der größte Fiesling des deutschen Fernsehens«. Gut gegen Böse. Und zwischendurch wird der »Große Indianertanz« getanzt. So läuft das hier seit 70 Jahren.

Nur dieses Jahr ist etwas anders. Es sieht so aus, als ob Winnetou, der Mann, der vier Bösewichte auf einmal besiegt, der perfekte Reiter und Schütze, stärker als der Bär, geübt in allen Waffen und Kampftechniken, der Mann mit dem Bowiemesser und den Stachelschweinborsten an den Mokassins, der Mann, der Feinde mit Furcht erfüllt, wenn er sie bloß ansieht, und dessen Stimme im Zorn »die Kraft eines Hammers, welcher Eisen zerschlägt« hat und eine »Schärfe wie zersetzende Säure«, als ob dieser Mann zum ersten Mal in seinem Leben ein Problem hat. Mit dem Internet.

Bevor Winnetou einreitet, stellt sich die Chefin der Spiele in die Arena und sagt: »Wer die Karl-May-Spiele wirklich kennt, der kann nicht auf die Idee kommen, uns kulturelle Aneignung, Rassismus oder mangelnden Respekt vorzuwerfen.«

Ihre Stimme hat einen trotzigsten Unterton, so wie die von Daniel Günther. Die Zuschauer klatschen, die Worte klingen, als lauerte hinter den hölzernen Toren vor dem Land der Apachen eine Bedrohung. Es ist unklar, wie sie aussieht oder wer die Feinde sind. Eine ältere Dame hat sich eine Stulle mitgebracht, ein paar Kinder laufen noch herum, Besucher essen Fritten aus riesengroßen Eiswaffeln. Die Traumfänger baumeln im Wind. Niemand protestiert draußen auf dem Parkplatz, es gibt keine Spruchbänder und keine Störer.

Aber sie lauern, unter anderem, bei Instagram. Man kann sie unter dem ironischen Hashtag #DankeKarlMay finden. Die Gruppe »[Natives in Germany](#)«

« teilen dort sachlich und kurz rassistische Erfahrungen. Man kann einen höflichen Vorschlag bei [TikTok](#) lesen, sich doch mehr mit Rassismus auseinanderzusetzen. Die Kommentare unter dem Vorschlag sind fast durchweg beleidigend, der Vorschlagende wird selbst als Nazi, als rassistisch und »geistig minderbemittelt« beschimpft.

Es hat sich etwas verschoben in unserem Blick auf Winnetou. Keiner, der früher zu [Karl May](#) fuhr, musste sich rechtfertigen. Heute ist das anders.

Wie immer, wenn die Mehrheit das Gefühl hat, dass eine Minderheit ihr etwas wegnehmen möchte, führt das zu Abwehr. Die leise Stimme der Betroffenen geht im Indianergeheul der Mehrheit unter. Das Indianergeheul ist übrigens eine Erfindung aus Hollywood.

Kämpfen, sagt Winnetou in Bad Segeberg, sei immer der falsche Weg: »Aber manchmal müssen wir den falschen Weg gehen.«

Karl May, »Pippi Langstrumpf«, »Harry Potter«, »Avatar«, »Pocahontas«, »Dumbo«, »Das Dschungelbuch«. Alle haben den Vorwurf des Rassismus abbekommen in den letzten Jahren oder den Vorwurf der kulturellen Aneignung, den Vorwurf des mangelnden Respekts vor Minderheiten.



Verboten wurde nichts. Aber Sprache scheint gefährlich geworden zu sein. Viele Menschen sind verunsichert. Die Kindheit scheint in Gefahr. Im Internet gibt es den Suchbegriff: »Wieso darf man nicht mehr Winnetou sagen?«

Der deutsche Amerikanistik-Professor Hartmut Lutz und der amerikanische Historiker Glenn Penny haben jahrzehntelang über die Beziehung von Deutschen zu Indigenen geforscht. Sie beschreiben ein geradezu manisches Verhältnis. Während Engländer und Franzosen direkten Kontakt zu Indigenen in ihren Kolonien hatten, projizierten die Deutschen unerfüllte Bedürfnisse und Fantasien auf sie: den Traum von einer unberührten Natur, von Gemeinschaft, Freiheit, Spiritualität. Winnetou und andere Kindheitshelden erzählen also mehr über die Deutschen als über Indigene. Vielleicht gibt es keinen besseren Ort als Bad Segeberg, um die Seele der Deutschen zu ergründen.

Erst war der Kalkberg Eigentum des preußischen Staates, dann die »Feierstätte der Nordmark«, eine Bühne der Nazis, erbaut vom Reichsarbeitsdienst, eröffnet von Joseph Goebbels. Die Briten feierten hier das Ende des Zweiten Weltkrieges. 1952 entschied man sich, Winnetou einreiten zu lassen, den deutschen Popstar, und mit ihm die Freiheit. Ein weißer Mann hilft den Unterdrückten. Old Shatterhand, der Deutsche, der Landvermesser, trifft Winnetou, der ihn liebt. Eine ungewohnte Botschaft für Deutsche nach dem Krieg.

Anfangs choreografierten Pädagogen aus der Kleinstadt die Indianertänze, heute haben die Spiele ein Budget von rund sechs Millionen Euro, so hoch wie noch nie, mehr als 400.000 Zuschauer werden erwartet, ein Besucherrekord wäre das, zum neunten Mal in Folge. Etwa ein Dutzend Bühnen spielt in Deutschland jedes Jahr Karl May, aber vermutlich gibt es keinen anderen Ort auf der Welt, an dem Weiße sich erfolgreicher als Indianer verkleiden als Bad Segeberg. Die weltweite Auflage von Mays Werken wird auf 200 Millionen geschätzt, davon 100 Millionen in Deutschland. Karl May ist einer der meistgelesenen Schriftsteller deutscher Sprache.

Ein paar Wochen zuvor, bei den Probenarbeiten, ist das große Stadion noch leer. In der Kantine hinter dem heiligen Berg der Apachen gibt es Nudeln, Schauspieler wärmen sich in der Sonne. Rattler, der fiese Gehilfe des noch fieseren Santer, will eine Zeile im Textbuch verändern, Old Shatterhand sinniert über seinen nächsten Satz. In einem kleinen Zelt sitzen Regisseur Nicolas König und Autor Michael Stamp, der Kopf des Ganzen. Stamp ist einer der erfolgreichsten Bühnenaufsteller im deutschsprachigen Raum. Mehr als sieben Millionen Zuschauer haben seine Stücke am Kalkberg bisher erlebt.

In den Weihnachtsferien denke er sich jedes Jahr ein neues Winnetou-Stück aus, sagt Stamp, das mache er seit 25 Jahren. Man könne ihn für Gangsterdialoge auch nachts um drei wecken. »Wer im Wilden Westen überleben will, darf nicht zimperlich sein, Ungeziefer zu zertreten«, solche Sachen. Indianerprosa geht ihm leicht von der Hand: »In Winnetous Kopf schwirren die Gedanken wie Schmetterlinge im Sommer«, lässt er den Hauptdarsteller sagen. Man kann sich vorstellen, dass Stamp viel Freude bei der Arbeit hat.

Regisseur und Drehbuchautor verteidigen die Festspiele und Karl May. Regisseur König sagt, er habe das Gefühl, die Kritiker durchsuchten das Textbuch nach Worten, die ihnen nicht gefielen, ohne auf den Kontext zu achten, einfach nur, um die Aufführung schlechtzumachen. Indianer, das



könne man ruhig noch sagen, findet Stamp. Schließlich heiße der »National Congress of American Indians«, der die Rechte von Indigenen vertritt, auch so. Er verweist auf Robert Alan Packard, einen Angehörigen der Sioux, der sagte: »Überzogene politische Korrektheit ist das moderne Gift unserer Zeit«, und sich selbst als Indianer bezeichnet.

Die Botschaft Winnetous diene der Völkerverständigung und des Friedens. Winnetou sagt schließlich: »Schaut nicht auf die Farbe der Haut, sondern auf die Farbe der Herzen.« Das kann doch kein Rassismus sein. Und tatsächlich war Karl May mit seinem Pazifismus und seinem positiven Bild einer unterdrückten Kultur seiner Zeit voraus. Allerdings ist das jetzt auch schon mehr als 100 Jahre her.

Und eigentlich ist die Sache schon seit Jahren klar.

Laut dem National Congress of American Indians haben Stammesanwälte in den vergangenen 50 Jahren zwei Drittel aller diskriminierenden Namen und Maskottchen abschaffen können, millionenschwere Sportteams wie die Washington Redskins oder die Cleveland Indians wählten schon vor Jahren weniger rassistisch klingende Namen. Die Generalversammlung der Vereinten Nationen beschloss 2007 ein Recht indigener Völker gegen die Aneignung ihrer Kultur und ein Verbot der Diskriminierung.

Und auch Robert Alan Packard räumt ein, dass er viele Streitgespräche mit anderen Nachfahren von Ureinwohnern in den Vereinigten Staaten habe. Ein Großteil der Mitglieder der insgesamt 574 offiziell anerkannten indigenen Stämme in den [USA](#) vertreten eine andere Meinung, beispielsweise, dass in dem Wort »Indianer« Rassismus lge.

Schließlich kommt das Wort von Christoph Kolumbus, einem Mann, der sie fälschlicherweise für Inder gehalten habe, und mit seiner Ankunft in [Nordamerika](#) einen der längsten [Genozide](#) der Geschichte begann, bei dem 18 Millionen Ureinwohner starben. Bis zum Ende des 20. Jahrhunderts wurden Indigene gewaltsam und [systematisch assimiliert](#) und von ihren Familien getrennt, in den USA und Kanada, ihre Sprache wurde verboten, Misshandlungen ermöglicht.

Das ist das Problem.

Kulturelle Aneignung heißt im engeren Sinne, etwas aus einer anderen, vor allem systematisch unterdrückten Kultur zu übernehmen, insbesondere ohne die Erlaubnis dafür zu haben. Und die Erlaubnis des Stammes der Apachen, einen Teil Bad Segebergs als ihr Land auszugeben, mit ihnen Werbung zu machen, ihnen Worte in den Mund zu legen, gibt es nicht.

Am Kalkberg gibt man sich unbekümmert. »Ich kenne niemandem, der sich darüber unterhält«, sagt einer der Darsteller. »Du sitzt auf dem Pferd und spielst Cowboy und Indianer«, so erklärt Regisseur König seine Motivation für das Theater, er wolle anderen Freude bereiten. »Cowboy und Indianer ist doch geil«, sagt ein Darsteller. »Auch Norddeutsche können ja Lederhose tragen, warum sollen wir keine Indianerkostume anziehen?«, sagt ein anderer. »Böse Figuren müssen bse Dinge sagen«, sagt der Textbuchautor.



Während der Probe reiten Rattler und sein fieser Kompagnon durch das Rund. Natürlich haben sie schwarze Hüte auf. »Jetzt holen wir uns die verdammten Rothäute!«, sagt Rattler. »Und noch einmal«, sagt der Regisseur. Sie müssen üben, sagt er, die Pferde seien jetzt warm.

Wenn Journalisten kommen, benehmen sich viele wie Fans. »Moin, Alex«, sagt einer vom NDR zum Winnetou-Darsteller Alexander Klaws, »schön, dass du da bist.« Ein Kindheitsheld sei Winnetou für ihn, sagt Klaws, die personifizierte Person des Friedens. Wer gegen so etwas sei, der wolle Böses. Danach holt sich Winnetou Nudeln.

Den Kindern mache es Freude, sagt der Darsteller von Winnetous Vater, was ist das Problem? Eine Familie, sei man hier, sagt einer. Die meisten kommen jedes Jahr wieder, manche saßen schon als Kinder im Publikum. Die Statisten geben sich selbst gern Indianernamen. Es fallen auch Witze wie: »Das einzige Redfacing war mein Urlaub in Gran Canaria.« Am Telefon sagt der Pressesprecher: »Es gibt nichts Heiligeres als ein Indianer-Ehrenwort.« Nur ein Mitglied der Crew berichtet von einer Freundin aus Nordamerika, die gesagt habe: »Wir können das hier eigentlich nicht so weitermachen.« Aber darüber werde nicht gern gesprochen.

Es ist auch schwer zu verstehen. Jeder hier mag »Indianer«. Keiner möchte ein Rassist sein. Alle sind nett. Die Kinder haben Spaß. Keiner versteht, warum die Geschichte eines guten Indianers für diejenigen, die im Mittelpunkt stehen, eine schlechte Geschichte sein könnte. Man macht sich in Bad Segeberg Gedanken über alles, über die Sicherheit der Schauspieler, über das Befinden der Pferde, über das Wohlergehen der Adler und den Schlaf der Fledermäuse. Nur über die Gefühle der Indigenen, den Kern des Stückes, redet man ungern. Sie sind eine Leerstelle.

Man fragt sich, was eigentlich dagegen spricht, mal eine Gruppe der Apachen einzuladen und mit ihnen über das Stück zu sprechen. Als der französische Schauspieler [Pierre Brice](#) das letzte Mal als Häuptling in Bad Segeberg anreiste, kamen zur Premiere Angehörige des Stammes der Winnebago aus Nebraska, machten ihn laut Brice zum Mitglied ihres Stammes und verliehen ihm den Namen »Rainbow-Man«. Das ist mehr als 30 Jahre her, wird aber immer noch gern am Kalkberg erwähnt, als eine Art Absolution der Aufführung.

Was sagen heute die Indigenen Nordamerikas dazu, die das Stück kennen?

Anruf im Reservat der Curve Lake First Nation. Mehr als 6000 Kilometer entfernt, aber auch hier hat man mit Winnetou zu tun. Und mit Bad Segeberg. Im Videocall sitzt der Indigene Drew Hayden Taylor, er hat am Anfang Verbindungsprobleme mit Teams, aber über WhatsApp geht es schließlich. Er trägt ein weiß gemustertes Hemd, macht sich während des Gesprächs eine Dose mit einem Softdrink auf, geht gern pokern, erzählt von seinem nächsten Flug. Manchmal streicht er sich die hellen Haare aus dem Gesicht, und das alles, sagt Taylor, sei für viele Deutsche ein Problem. Ein Indianer, der mit Fitnessuhr im Flugzeug sitzt, kann kein »echter Indianer« sein.

Dabei gibt es im Land kaum einen erfolgreicheren indigenen Autor und Filmemacher. Er hat großen Respekt vor Deutschland, sagt er, war mehr als 20-mal da. Er hat die Festspiele in Bad Segeberg besucht, er war im Karl-May-Museum in Radebeul, er war auf Indianertreffen, auf denen sich Tausende Deutsche verkleideten. Er kennt beide Seiten.



In seinem Heimatort traf er regelmäßig Touristen aus Deutschland, die auf der Suche nach einem »echten Indianererlebnis« waren. Jeder von ihnen kannte Karl May. Und er konnte die Enttäuschung in ihren Augen sehen, wenn er erzählte, dass er keinen Bison jagen und auf keinem Pferd reiten würde, und dass auch kaum einer der Stämme, die er kennt, das je gemacht habe. »Unsere Indianer sind mir lieber«, habe eine Besucherin seines Vortrags in Deutschland enttäuscht gesagt.

Viele werfen ihm vor, ihre Kindheitserinnerungen zerstört zu haben. Er sagt dann, dass er das nicht vorhatte. Alles was er sagen will, ist, dass es auch wahre Geschichten da draußen gibt, die erzählenswert sind. Er berichtet von Besuchern in Kanada, die sich beschwerten, dass der Wald nicht so aufgeräumt sei, oder von Bekannten, die gefragt würden, warum sie keine langen Haare trügen, wie Winnetou. Er mag an Deutschland, dass Indigene dort besser behandelt werden als in den USA und Kanada.

»Es ist ein großartiges Land mit wundervollen Leuten«, sagt er. Aber fragt: »Wenn man heute über die Kulturen der Native Americans doch schon so viel mehr weiß als zu Zeiten von Karl May: Warum zeigt ihr immer noch Märchen, obwohl ihr die Realität zeigen könntet?«

Taylor erzählt, dass manche seiner Bekannten sich über die Indianerobsession der Deutschen amüsierten, manche seien verwundert, andere verärgert. Die meisten finden es nach einigem Nachdenken einfach blöd. Taylor drehte schließlich einen Dokumentarfilm über deutsche Hobby-Indianer und die eigentümliche Faszination für »die Indianer«. [»Searching for Winnetou«](#) heißt der Film, und wer sich für das Thema interessiert, sollte ihn sich angucken.

Man sieht Taylor in dem Film ziemlich fassungslos nach seinem Auftritt in Bad Segeberg. Er sagt: »Wir sind keine Karnevalsfiguren.« Aus der Sicht eines Künstlers sei die Show grandioses Familientheater, aus Sicht eines Indigenen respektlos und absurd. »About us – not without us«, sagt er. Auch er fordert indigene Berater für Stücke, die von Indigenen handeln. Falls indigene Souvenirs verkauft werden, sollten Indigene davon profitieren. Einfache Forderungen, leicht umzusetzen. Es geht nicht ums Verbieten, sondern um Respekt.

Die kleinere Bühne der Karl-May-Spiele Bischofswerda in Sachsen hat sich Beratung durch Kendall Old Elk vom Stamm der Apsáalooke geholt und ist mit ihm das Drehbuch durchgegangen. Er nutzt seine Auftritte in einem Freizeitpark, um den Deutschen geduldig ihre Stereotype zu nehmen. Denn schon im 19. Jahrhundert gab es die deutsche Beschwerde, dass die Indigenen »nicht wild genug aussahen, um den Eindruck echter unverfälschter Indianer zu machen«.

Wenn wir uns »Winnetou« angucken, wie sehr interessiert uns das Erbe der Apachen und die Völkerverständigung wirklich? Und wer profitiert?

Wochen nach der Premiere ist der Parkplatz voll, die Fans sind da. Manche haben Bierflaschen in der Hand oder Plastik-Tomahawks, viele tragen Cowboyhüte und Schminke im Gesicht. Draußen neben dem Parkplatz spielen Kinder mit Indianerfedern auf dem Kopf. »Hände hoch, oder ich schieße«, ruft ein Junge. »Ich bin Apachenhäuptling«, ruft ein Mädchen. Sie üben das Indianergeheul. Eine nächste Generation wächst heran mit den alten Bildern im Kopf.



Karl Mays Fans reden von Liebe zu den Indianern. Red Haircrow, der indigene Filmemacher von »Forget Winnetou«, nennt es eine falsche Liebe. Spätestens wenn die Illusion auf die Realität trifft, wird es schmerzhaft.

Hüte gehen ganz gut, heißt es in dem Souvenirshop »Indian Trading Post«. »Die Schildkröte ist ja bei den Indianern ein Symbol für Weisheit«, sagt eine Verkäuferin in der Karl-May-Oase. Überall werden kleine Traumfänger verkauft, »Native Indian Souvenir« steht darüber. Hergestellt in China. Das »Indian Village« kann für Firmenfeiern gebucht werden. »Einfach mal durchatmen« wolle er, sagt einer, der aus Hamburg einen Firmenausflug macht. Die Menge singt »Take me Home, Country Roads« und klatscht bei jedem zweiten Takt mit. Alles wieder von vorn.

Warum ist es so schmerzhaft, sich zu verändern?

Der Darsteller Karl Mays sitzt oben neben dem Kalkberg vor einem Haufen Pappkartons, auf denen später die Stuntmen landen werden. Er wartet auf seinen Einsatz. Die alte Postkutsche aus St. Louis steht schon da. Natürlich musste die Kutsche vorher zum Segeberger TÜV. Der Schauspieler von Karl May sieht noch ein wenig echter aus als der echte Karl May. Er hat den gleichen gewirbelten Schnurrbart, dazu einen Reisemantel, silbernen Gehstock. Gespielt wird er von Harald Wiczorek. Harald stirbt am schönsten, heißt es über ihn am Set. Beim »Schatz im Silbersee« wurde er dreimal erschossen, dreimal vom selben Bösewicht, dreimal sehr hübsch, sagt der Textbuchautor.

Einmal zündete eine Benzinbombe zu früh, Wiczorek stand gerade auf einem Ölturm und stürzte elf Meter in die Tiefe. Einmal stürzte er vom Pferd und musste bewusstlos vom Platz getragen werden. Trotzdem spielte er weiter. Er war hier Major Norton von der US-Kavallerie und Großer Bär, der Hüter des Schatzes im Silbersee. Er ist wütend, er zittert, wenn er von der Debatte über Winnetou, von kultureller Aneignung und Rassismus erzählt. »Lächerlich«, sagt er. Wer so was sagt, meint Wiczorek, der habe keine Träume, der habe wahrscheinlich auch keine Kinder. Man versteht auch nach so einem Leben die Reaktion, wenn es in Frage gestellt wird.

Wiczorek wird gleich in die Kutsche steigen und nach unten auf die Bühne fahren. Er wird als Karl May aussteigen und sagen, er habe sich das alles ausgedacht. Das zumindest ist neu. Niemand behauptet hier, er zeige eine wahre Geschichte. Aber gespielt wird mit dem Gedanken. »Land der Apachen« steht vor dem Eingang und im Programmheft die Frage: »Haben Sie schon einmal mitten im Wilden Westen gegessen?«, aber kein Wort von der wahren Geschichte der Apachen. Es gibt ein kleines Museum im »Indian Village«, aber das kostet Eintritt und ist wenig besucht.

Karl May selbst gab lange vor, dass es Winnetou wirklich gegeben habe. Er lebte in der »Villa Shatterhand« im sächsischen Radebeul, gab sich als Old Shatterhand aus, hatte die Silberbüchse an der Wand. Auch Pierre Brice behauptete, die Indianer fänden, er würde sie authentisch verkörpern. Der Zauber und der Erfolg von Mays Werken und der Aufführungen leben von der Illusion des Authentischen. Am Kalkberg weiß man, dass es auch schlechte Saisons geben kann, es gab in der Vergangenheit Schulden, keinen Millionen-Etat. Ohne Stars wie Pierre Brice würde es die Spiele heute vermutlich nicht mehr geben. Auch daher kommt vermutlich die Angst vor der Veränderung.



»Geschichten erinnern uns daran, wer wir sind und wo wir herkommen«, sagt die indigene Professorin Margaret Kovach.

Was also ist [die wahre Geschichte der Apachen](#)? Die Apachen haben nicht in Pueblos gewohnt. Sie haben nicht »Howgh« gesagt. Sie hatten keine Totempfähle, auch keine Marterpfähle. Es gab keinen Manitou für die Apachen. Die Mescalero-Apachen trugen keine Stirnbänder, sondern Hüte. Sie haben keine Federhauben getragen. Sie sind nicht Kanu gefahren, sie wohnen zwischen schneebedeckten Bergen.

Indigene waren nicht friedlich. Es gab kriegerische Auseinandersetzungen schon lange vor der Ankunft der Europäer, auch Massengräber. Indigene waren brutal zu ihren Pferden, das berichten Zeitzeugen. Sie trieben Bisons über Klippen und töteten mehr, als sie zur eigenen Versorgung benötigten. Sie rodeten Wälder und brannten sie nieder. Das Stereotyp des naturbewahrenden Indianers ist den Deutschen so lieb, dass es am schwersten scheint, aufzugeben. Sie plünderten und verkauften Raubgut. Einige indigene Stämme hielten sich Sklaven. Kurz gesagt: Es waren Menschen, keine Superhelden.

Der Gruß Winnetous ist eine Erfindung von Pierre Brice. Die Haarbänder waren nötig, damit die Perücken der Schauspieler besser hielten. Den Satz »Ein Indianer kennt keinen Schmerz« gibt es nur in Deutschland, ebenso das »Indianerehrenwort«. Der Urenkel von Sitting Bull, dem legendären Medizinmann, sagt, sei man verletzt, werde selbstverständlich geheult und gekreischt. Das Bild des stoischen Indianers: Es ist Unsinn.

Die Geschichte der echten Mescalero-Apachen, des Stammes von Winnetou, ist eine sehr traurige. Von den Pocken geschwächt lieferten sie sich erbitterte Kämpfe mit Spaniern, Mexikanern und Amerikanern. Erst 1862 unterwarf man die ausgehungerten Mescalero in einer neun Monate langen Strafexpedition. Man stellte Regeln auf, nach denen die Apachen »zivilisiert« werden sollten. Sie mussten ihre Haare kurz schneiden, durften keine Tänze mehr veranstalten, mussten die Kleidung der Weißen tragen, arbeiteten auf deren Farmen und feierten anstelle ihrer Zeremonien den amerikanischen Nationalfeiertag. Im heutigen Reservat der Apachen stehen ein Casino, ein Golfplatz, ein Ski-Resort und eine Entzugsklinik. Das ist die andere Geschichte der Apachen.

Werke verändern sich mit der Zeit, durchaus erfolgreich. Charles Dickens hielt die Druckerpressen an und schrieb »Oliver Twist« um, nachdem eine jüdische Kritikerin ihm den Antisemitismus darin erklärte. James Bond ist empathischer geworden. Superman zeigt seine düstere Seite. Es spricht nichts dagegen, dass sich auch Winnetou verändern kann. Vielleicht zeigt er Schmerzen. Vielleicht wird er menschlich. Oder er könnte, das wäre ein Anfang, zumindest sein rotes Stirnband und die Perücke abnehmen.